



## Telegramme aus Warschau 1990 – 2010

Illustriert und verschickt von einem Gastdozenten

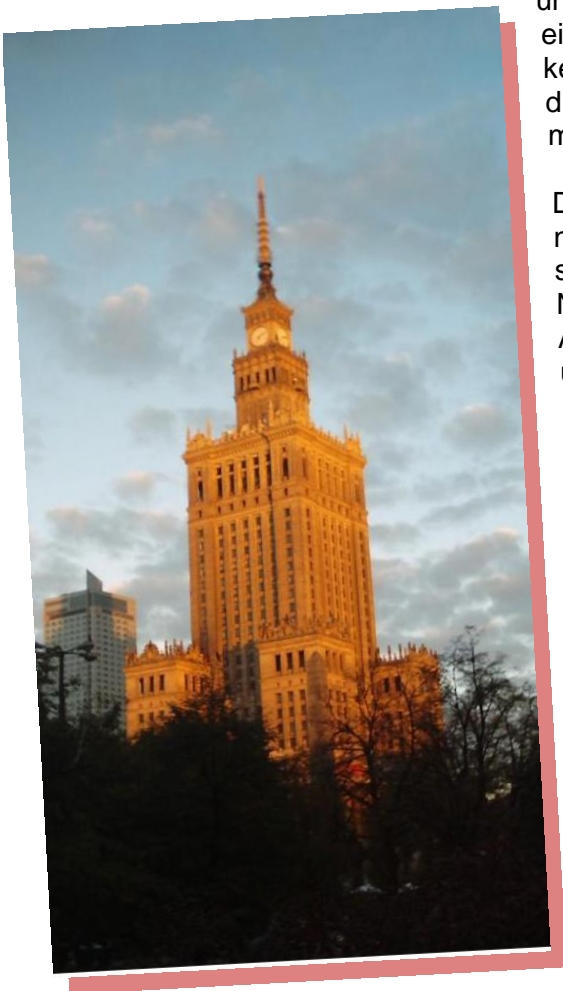
## ■ 1990

Toilettenpapier, wie mir ausdrücklich geraten wurde, hätte ich nicht mitnehmen müssen. Toilettenpapier fehlt nie im Universitätshotel *Belwederska*. Aber gelegentlich fließendes Wasser. Dann kommt ein Tankwagen und Eimer werden aufgestellt. Das Lädchen auf der anderen Seite der Kreuzung lässt keinen meiner Wünsche offen: Zigaretten (auch westliche), Bier, Brot, Käse in verschiedenen Sorten, Obst. Wurst, die in Polen wie Wurst schmeckt, kaufe ich mir, weil Winter ist, auf dem wilden Markt zu Füßen des Kulturpalastes unter freiem Himmel. Und ich bewahre sie auf in einem Drahtkorb, der vor meinem Fenster hängt.

Mein monatliches Stipendium beläuft sich auf eine Million und zweihunderttausend Złoty. In bar abzuholen auf der Universitätskasse. Fünfzehntausend kostet das Mittagessen mit drei Gängen (Pilzsuppe, Piroggen und *kompot*) für uns alle, wenn ich noch zwei Kollegen einlade, und zwar in der *bar mleczny* am Universitätstor, einer Art Mensa in Wohnzimmergröße, wo mit Alubesteck und auf Wachstuch gegessen wird. Fünfzehntausend kostet auch eine Tasse *kawa staropolska* am Rand der Altstadt in der *Kawiarnia Marysieńka*, wo die Gäste in rotem Samt sitzen. Wenn ich ohne Unterstützung einkaufe, also mit Händen und unflektierten Substantiven, zahle ich mit einem großen Schein, weil ich auf Polnisch keine Zahlen verstehe. Ergibt sich später die Gelegenheit nachzurechnen, fehlt keinmal auch nur ein Hunderter.

Die meisten meiner Studenten haben noch nie mit einem deutschen Muttersprachler geredet. Und ich habe noch nie Nicht-Muttersprachler unterrichtet. Als Anfänger auf beiden Seiten begegnen wir uns auf Augenhöhe, was allerdings keine schlaflosen Nächte verhindert. Nicht nur bei mir nicht, wie ich später erfahre.

Von einem Wochenende mit Kollegen in Krakau, wo Polen anders ist, kehre ich zurück mit der sicheren Gewissheit, dass ich von diesem Land fast nichts sehen werde. Mein Antrag auf Verlängerung, einzureichen beim Institutsdirektor, der sich eine gute Stunde lang mit anderem beschäftigt, kostet ihn einen Anruf und einen Federstrich. Die Verlängerung auf Saarbrücker Seite zu organisieren ist langwieriger. Aber auf die Freunde ist Verlass, und sie bringen das ersehnte Telegramm in die Drähte: „Bleiben Sie. R.R.“



## Wa(h)r-Zeichen: Kulturpalast



## ■ 1991

Noch einmal Warschau. Noch einmal *Praktisches Deutsch* und *Konversation*, aber nicht mehr so hilflos. Insgesamt zwanzig Stunden am Institut für Angewandte Linguistik in der *Browarna*-Straße. Wiedersehen mit Plätzen, Gebäuden, Innenhöfen, mit meinem wilden Markt am Kulturpalast. Widersprechen mit Freunden, Kollegen, Studenten. Widerschmecken von polnischen Speisen: marinierte Pilze, Gemüsesalat, *barszcz* und *zurek*. Auf jeden Fall *bigos*, das polnische Nationalgericht, das auf keinen Fall als Sauerkrauteintopf bezeichnet werden darf, weil es die Ehre der polnischen Hausfrau ist. Kaum ein anderes Gericht steht so unumstritten für die handfeste polnische Kochtradition:

Keiner kann behaupten, er kenne die polnische Küche, ohne *Bigos* probiert zu haben, ein Krautgulasch mit Pilzen und Pflaumen, das am besten schmeckt, wenn es am zweiten, dritten Tag aufgewärmt wird. <<Seine Grundlage besteht aus gutem Kohl, in Streifen geschnitten und sauer, der ob der Würze im Munde zergeht. In seiner saftigen Tiefe liegt das auserlesenste Fleisch>>, hat der Dichter Adam Mickiewicz, allem Nationalen besonders zugetan, das polnische Gericht besungen. (Ute Frings, Polen, Reinbek bei Hamburg 1993)

Die wilden Märkte, die nicht nur im Zentrum den Alltag am Laufen halten, heißen *bazar*, also *bazar*, betont auf der vorletzten Silbe wie alle polnischen Mehrsilber.

Nachts, wenn ich die rasselnde, quietschende, sich über Kreuzungen klingelnde Straßenbahn nehme, um über die endlose, von gelben Lichterketten gesäumte *Poniatowski*-Brücke auf die andere Seite der Weichsel zu gelangen, überrascht mich die Selbstverständlichkeit des Daseins in einer fremden Stadt – als ob ich schon ein Leben lang in Warschauer Straßenbahnen fahren würde. Zwei Wochen ohne Entdeckungen. Allenthalben *déjà vu*. Und die Sehnsucht nach dem ersten Mal.

Für meinen letzten Tag habe ich mir einen wirklichen Abschied vorgenommen. Noch einmal besuche ich meinen Park, *Park Łazienkowski*, Herbst wie vor einem Jahr, Bäume mit kahlem Geäst, das Laub wirbelt schon nicht mehr bunt auf den Wegen, verrottet nur braun und feucht. Noch kein Schnee. Noch einmal gehe ich durch meine Straße, *Nowy Świat*, menschenleer am späten Samstagnachmittag, mein täglicher Weg zur Universität zwischen dreistöckigen Kaufmannshäusern mit Läden im Parterre. Was ich in Warschau gesehen und was ich in Warschau erlebt habe, vergolde ich, so, wie ich es als Erinnerung mitnehmen möchte.



## Wilder Markt

## ■ 1993

Als ob ich Polen lassen könnte.

*Kazimierz Dolny*. Noch nie gehört. Von Warschau aus nur mit dem Auto zu erreichen. Der Ausflug in die Künstlerkolonie soll sich lohnen, versichert Sambor, mein Warschauer und Saarbrücker Freund.

Flaches Land in Richtung Süden. Äcker unter Schnee. Streusiedlungen. Nicht hauptsächlich Gehöfte. Wohnhäuser meist neueren Datums auf freiem Feld. Wenn wir geschlossene Ortschaften durchfahren, kann ich nicht unterscheiden zwischen Dorf und Stadt. Schuppen, Einfamilienhäuser, drei- und vierstöckige Wohnwürfel, Läden, Autowerkstätten wahllos durcheinander gestellt. Einmal ein kleiner Stau in einem Ort. Polizei regelt den Verkehr. Rechts und links der Straße ein Menschaufmarsch wie eine Wand auf der Bordsteinkante. Während wir vorbeifahren, sehe ich eine Leiche im schwarzen Straßendreck. Zugedeckt mit einem blendend weißen Tuch.

Der Marktplatz von *Kazimierz Dolny* ist auf drei Seiten bebaut, die vierte offen zur Kirche und zum Burghang hin. Von der Ruine hätten wir einen Blick auf das Städtchen und das Weichseltal. Nur verhindert ein Vorhängeschloss am Gittertor den Zutritt. Die Steinstufen zu dem höher gelegenen Wachturm sind vereist, so dass wir den Rückzug beschließen.

Nach einem Kaffee geraten wir wieder auf den Marktplatz. Alles wie vor einer Stunde. Nichts wie vor einer Stunde. Dunkle Flecken von stumpf glänzendem Kopfsteinpflaster in der Schneedecke. In der Mitte ein windschiefes Brunnenhäuschen: vier Holzpfosten mit einem schwärzlich verwitterten Schindeldach. Nichts passt. Endlich sehe ich, wie die Menschen gehen: die alte Frau mit der Einkaufstasche, die den Markt überquert von den beiden berühmten *kamienice*, den Patrizierhäusern mit den Renaissance-Reliefs, zur Apotheke; die junge Frau mit dem Kinderwagen; die drei Arbeiter in blauen Leinenkitteln. Ganz genau sehe ich, wie sie gehen, und ich kann nicht sagen, wie sie gehen. Nicht langsam wie in Zeitlupe. Sie schlendern nicht wie Spaziergänger. Sie flanieren nicht wie Städter. Sie gehen nicht behäbig und sie schleichen nicht. Sie trotten nicht ziellos über den Platz. Ihr Gang, für den ich kein Wort habe, bremst den Lauf der Uhren und den Fluss des Wassers im Rinnstein. Sogar der Schnee schmilzt langsamer hier.

Das Heimatmuseum zeigt eine grobkörnig vergrößerte, aber hinreichend deutliche Schwarzweißaufnahme: der Markt vor fünfzig Jahren. An der Burgseite in Reih und Glied Reichsarbeitsdienst mit geschultertem Spaten, ihnen gegenüber steht eine Abteilung Soldaten stramm, dazwischen schirmbemützte Offiziere mit ausgestrecktem Arm. Aufgezogene Hakenkreuzbanner. Dass Polen besetzt gewesen ist, habe ich ja gewusst. Aber sie sind wirklich in *Kazimierz Dolny* gewesen, einem verlorenen Nest von vier- oder fünftausend Seelen, haben ihre Appelle abgehalten, ihre zweisprachigen Bekanntmachungen angeschlagen, ihre Befehle verlesen und ausgeführt...

Dem Schriftzug *Restauracja Staropolska* über der Tür des Häuschens traue ich nicht, ich hätte ihn nicht einmal entdeckt ohne Sambor. Aber dann überraschen eine ländlich-gediegene Atmosphäre und ein Oberkellner wie aus dem Lehrbuch für die Restaurantfachkraft. Wir essen polnisch, köstlich, reichlich.

## ■ 1996

*Warszawa. Kraków. Gdańsk. Wrocław. Toruń. Łańcut. Kazimierz Dolny.* Die Landkarte in meinem Kopf ist nicht mehr ganz leer. Auch kleine Städte tauchen auf. Ich erinnere mich an ein Frühstück in *Malbork*:

Vom Bahnhof aus ist nichts zu sehen. Den Gassen einer fremden Kleinstadt folge ich in ungefährender Richtung, und nach einer Hausecke liegt sie vor mir: die Kreuzritterburg. Ziegelsteinernes Denkmal einer untergegangenen Zeit. Immer beeindruckt mich bei solchen Anlagen die monumentale Bauleistung. Weil ich aber einen genaueren und bleibenderen ersten Eindruck mit mir nehmen möchte, setze ich mich auf eine Bank gegenüber dem Einlass und packe mein Frühstück aus. Weißbrot und Käse, vermutlich *gryficki*, jedenfalls Räucherkäse, den ich in Warschau auf einem *bazar* besorgt habe. Ganz sicher hat sie mich schon eine ganze Weile beobachtet, bevor ich sie entdecke: eine junge Katze, ein schwarz-weiß geflecktes Tier, grazil, nicht schwächling, nicht verhungert. Als ich ein Stück Käse in ihre Richtung werfe, steht sie wie zufällig auf, räkelt sich, schiebt sich Schritt für Schritt in Richtung Käse, mit pendelndem Blick zwischen dem Futter und mir, schnappt blitzschnell zu und huscht auf sicheren Abstand zurück. Dennoch lässt sie sich locken, Schritt für Schritt, Schnitt für Schnitt, bis sie mit einem federleichten Satz neben mir auf der Bank landet. Nur scheinbar zutraulich. Meiner Hand, die einmal über das glatte und glänzende Fell fahren möchte, weicht sie aus. Auf jedes Stück Käse stürzt sie sich, das Brot beschnuppert sie nur und schaut mich dann aus großen Augen an. So sitzen wir, für die schwarz-weiße Katze der Käse, für mich das Weißbrot, ein paar Minuten lang. Aber gerade die belanglosen zehn Minuten mit der Katze hat mein Gedächtnis nicht verloren und wird sie nicht verlieren.

Wenn ich auf der anderen Seite der Weichsel sitze, besser gesagt, an ihrem östlichsten Mündungsarm, der *Nogat* heißt, kann ich meinen Blick nicht von der Festung lösen. Die wuchtigen Zwillingstürme mit dem Doppeltor zur Flussseite hin – genau so wie in meinem Geschichtsbuch aus der Mittelstufe. Aber sie sind wirklich da. In Farbe.



**Nicht schwächling,  
nicht verhungert**

## ▪ 1997

Auf dem Hauptpostamt wäre mir der unauffällig schäbig, mit Fellmütze und halb-langem Überzieher gekleidete Alte nicht aufgefallen, wenn er am Revers seiner Jacke nicht ein halbes Dutzend bunter daumennagelgroßer Abzeichen getragen hätte. So sehen also Helden aus. Mit zittriger Hand schiebt er seinen Brief ins *okienko* [Fensterchen], falsch, nämlich oben links adressiert und nicht unten rechts, wie es die Plakate an den Scheiben vorschriftsmäßig vormachen. Aber mit einer gestochen scharfen Handschrift, die sogar ich entziffern kann. Aus seinem Geldbeutel fischt er Münze für Münze exakt den verlangten Betrag.



Ihn zu einem Kaffee, eigentlich zu einem Tee einzuladen kommt mir nur in den Sinn. Die Einladung auf Polnisch radebrechte ich zwar noch heraus, aber was er erzählen könnte, verstünde ich nicht. Vielleicht würde er aber auch Deutsch sprechen. So wie damals jener Alte, der sich in meiner Lieblings-*bar-mleczny*, dem *Karaluch*, zu Barbara und mir an den Wachstumstisch setzte, sich über seiner Suppe in unser Gespräch einmischte und mir eine Lektion in deutscher Literatur erteilte. Ich wusste kein Gedicht eines Klassikers auswendig. Er sagte sie herunter wie vor fünfzig oder sechzig Jahren, als er in *Radom* das Gymnasium besuchte.

**Postbetrieb  
auf dem Land**



## ■ 2000

Millennium-Kongress *Tausend Jahre polnisch-deutsche Beziehungen*. Mehrtägige Großveranstaltung des Verbandes Polnischer Germanisten mit großer Festgesellschaft. Zur Eröffnung spricht im Prunksaal des Warschauer Schlosses der Staatspräsident. Unter seinen Leuten mit Knopf im Ohr und Mikrophon im Ärmel ist nur ein einziger Hüne. Die anderen, unauffällig und flink, erinnern mich an Eichhörnchen.

*Polenwitze im World Wide Web* hatte ich fristgerecht als Vorschlag eingereicht und nicht einmal eine Absage bekommen. Vielleicht war das Thema zu unpräzise, zu unwürdig, dem Anlass zu unangemessen. Vielleicht zu einseitig. Vielleicht hatten die Entscheider die Doppeldeutigkeit des Titels nicht verstanden: *Witze über Polen* oder *Witze von Polen*. Das World Wide Web ist voll davon. Von beidem. Ich zitiere einen, der, wie Kenner der Materie sagen, im Grunde genommen kaum übersetzbar ist:

*Wychodzi Hans rano do obozu, ustawia więźniów w rzędzie i puszcza w nich kilka serii z automatu, po czym wraca do kwatery i zaczyna pisać obwieszczenie: - Dzisiaj padły następujące numery...*

*[Hans kommt morgens ins Lager, stellt die Häftlinge in einer Reihe auf und schießt ein paar Garben aus dem Maschinengewehr in sie, danach kehrt er ins Quartier zurück und beginnt, eine Bekanntmachung zu schreiben: - Heute sind die folgenden Nummern gefallen...]*

Folgen müsste eine lange Erklärung, dass die Perfidie des Witzes im letzten Satz besteht. Mit dem Phraseologismus *Dzisiaj padły następujące numery...* werden im polnischen Fernsehen gewöhnlich die Lottozahlen angekündigt. Eine wenig treue, aber sehr treffende Übersetzung wäre etwa: *Die Glückszahlen von heute lauten...*

Den Leuten aufs Maul zu schauen ist eine Schwäche, mit der mich mein akademischer Lehrer, Rainer Rath, angesteckt hat.



## Königsschloss

## ■ 2001

Sonntagnachmittag. Familienausflug ins Warschauer Königsschloss. Die Wiederaufbauleistung ist sichtbar, aber nicht vorstellbar. (Viele ältere Bürger sind der Ansicht, die Altstadt sei historischer aufgebaut worden, als sie vor der Zerstörung war.) Tapfer und ohne sich beirren zu lassen, folgt auch mein sechsjähriger Sohn, der von seinen Warschauer Großeltern *Jasio* gerufen wird, der polnischen Führerin Saal für Saal, Flur für Flur, Tür für Tür bis hinab in die düsteren Keller gewölbe, wo auch die Bohrlöcher gezeigt werden, die von den Deutschen gebohrt wurden, um das Schloss in Trümmer zu legen. Zurück auf der Treppe dreht sich Jan zu mir um: „Sag mal, warum habt ihr das Schloss gesprengt?“

## ■ 2002

Wie sich die Stadt von Besuch zu Besuch verändert: Über dem schwärzlichen und kantigen, manchmal monumentalen sozialistischen Funktionalismus erwächst allmählich eine Skyline aus Beton und Glas. Aber es ist nicht so, als ob etwa das verquadderte Manhattan einfach nachgebaut wird – die Baukörper werden in ihren Formen unverwechselbarer, die Linien schwingen, aus einem Würfel schiebt sich eine Säule mit elliptischem Grundriss, am Straßenrand ankert ein gegossenes Büro- und Wohnschiff mit Bug, Heck und Aufbauten. Nicht nur im Zentrum füllen sich die Baulücken mit „Plomben“ (wie die Polen sagen), auch in den ehemals unattraktiven Stadtteilen werden die trostlosen und verwilderten Freiflächen zwischen den immer gleichen Wohnsilos der 1970er Jahre ausgehoben und mit Einfallsreichtum zugebaut. Schon im Heft 34/2001 schreibt der *Stern*:

*Polens einst öde Hauptstadt wird zur attraktiven Metropole, an der sich auch die östlichen Nachbarn wie Litauen oder die Ukraine orientieren. In der City entstehen moderne Hochhäuser, Freizeitparks und eine neue U-Bahn.*



Insbesondere von Osten, vom Stadtteil *Praga*, vom jenseitigen Weichselufer aus gesehen: Die Stadt gewinnt Profil. Nicht mehr flache Bauwüste mit vereinzelten Kirchtürmen – aus der das *Hotel Forum*, der Kulturpalast und das *LOT-Marriott*-Gebäude wie Findlinge herausragen.

**Centrum:  
Skyline**



## ■ 2003

Sie wäre mir aufgefallen, wenn sie ausgesehen hätte wie eine der Bettelmütter, die sich im Stadtbild rar gemacht haben. Nicht gerade zerlumpt, aber abgerissen. Hockend auf dem Pflaster hinter einem Jogurtbecher oder einer Käseschachtel mit vier oder fünf Münzen. Kind im Arm unter einem Tuch. Soweit der hastige und verschämte Blick aus den Augenwinkeln überhaupt eine Beobachtung zulässt: Das Kind, selten zwei, schläft, döst, eher tot als lebendig, wenigstens kann ich mich an kein Mal erinnern, dass sich das Kind mit irgendeiner Art von Spielzeug beschäftigt, nicht vorstellbar, dass es sich brüllend losreißen will.

Aber so eine Bettelmutter ist sie nicht, die Frau vor mir an der Kasse in einem der völlig überteuerten Lebensmittelgeschäfte im Zentrum. Erst als die Routine stoppt, als die Kassiererin sagt: „Das nehme ich nicht“, sehe ich sozusagen retrospektiv die Szene. Den Einkaufskorb mit drei Brötchen, einem Schokoriegel, einem Fläschchen, wirklich nur einem Fläschchen Saft. Alles in allem für 6 Złoty und 40 Groschen. Die Frau fasst in die Tasche ihres Anoraks und kippt aus der vollen Hand ihr Klingelgeld in den Münzteller. „Haben Sie kein anderes Geld?“ Hat sie nicht. Sie will die Ware zurückstellen. „Nehmen Sie's und gehen Sie“, sagt die Kassiererin gnadenlos, und hinter mir eine Männerstimme: „Ich zahle für die Dame.“ „Der Herr zahlt für Sie“, sagt die Kassiererin zu der Frau, die schon ins Regal zurückräumt und sich zu mir umdreht. „Nicht der, der andere“, dirigiert die Kassiererin den verlegenen Blick in die richtige Richtung. Draußen auf dem nächtlichen Bürgersteig, nach ein paar Schritten, aus sicherer Entfernung, drehe ich mich um und starre in den Laden. Da war auch ein Mädchen, so eine Vierjährige etwa wie meine Julia, vergleichsweise schwächling, ein Mädchen in einem Rollstuhl, an der Schnur eines Luftballons zupfend, ein Mädchen, das zu der Frau gehört hat, die, so denke ich, Abendessen für das Mädchen gekauft hat. Dass ich für die Frau und das Mädchen nicht die 6 Złoty und 40 Groschen ausgelegt habe, ist nicht einfach mit der Langsamkeit meines Gehirns in der fremden Sprache zu erklären, ist eher ein Mangel an Courage.

Muss ich mich meines Wohlstandes schämen? Dass meine Kinder aufwachsen *jak u Pana Boga za piecem* – wie beim Herrgott hinterm Ofen.



Überall  
(nicht Warschau)

## ▪ 2004

*Zakopane* im Herbst. Aber schon Nachsaison. Trotzdem bin ich eingerichtet auf Gebirgsfolklore: einheimische und angereiste Trachtenträger, fliegende Händler mit *Prince-Polo*-Schokowaffeln, die letzten Einspänner mit Kutschern, die auf dem Bock missmutig in der Zeitung blättern, reihenweise Buden mit Holzschnitzwerk oder mit Pyramiden von *oscypek*, dem unverwechselbaren, salzigen Schafskäse, der entweder geliebt wird oder nach Gummi schmeckt.

Nicht gerechnet habe ich mit den Arbeiten des polnischen Zeichners Adam Hoffmann – den ich auch am eintrittsfreien Tag als Einziger in der städtischen Galerie besuche. Auf den ersten Blick fesselt mich die Variation eines Themas, zehn oder zwölf Mal in Kohle, nicht: eine nackte Frau, einen Männerkopf haltend, zärtlich im Schoß geborgen oder gleichgültig wie eine Einkaufstasche getragen oder triumphierend mit ausgestreckten Armen als Trophäe präsentiert oder mit beiden Händen vor das Gesicht gehalten und beschaut. Zehn oder zwölf verschiedene Frauen und zehn oder zwölf verschiedene Männer, denen eine Frau den Kopf verdreht hat und die ihren Kopf verloren haben. Zunächst denke ich an Biblisches („Judith mit dem Haupt des Holofernes“), lese dann aber eine andere Einsicht: Der Mann verliert gegen die Frau. Hoffmann zeichnet die Frauen nicht nackt, weil es um Sexualität geht. Der Mann verliert gegen die Frau schlicht von Natur aus.

Für den Abend haben Warschauer Freunde eingeladen: eine Runde polnischer Deutschlandfahrer und deutscher Polenfahrer. Unsere Kinder, aufgedreht und erschöpft vom Wochenende in den Bergen, sind bei den Großeltern aufgehoben. Der Abend darf also lang werden, und er wird lang.



## Pyramiden in Zakopane

## ■ 2005

Die Nacht beginnt früh, eigentlich fehlt der Abend. Um fünf, sechs Uhr verfärbt sich der Himmel tintenblau, und beim nächsten Blick ist er in der Dunkelheit verschwunden. Leer, jedenfalls mit freien Sitzplätzen scheppern die Busse durch die *Nowy Świat*. Späte Heimkehrer mit Tüten und Taschen begegnen frühen Ausgehern in Abendrobe. Liebespaare Arm in Arm oder wenigstens Hand in Hand schauen müßig in die Schaufenster. Ich biege ab in die *Chmielna*-Straße. Nicht mehr einfach nur eine beliebige Nebengasse, sondern feinstes, frisch gefegtes Einkaufspflaster. Superschicke Boutiquen. Interieurs aus Licht, Glas und Metall. Genfer Uhren. Pariser Parfüm. Mailänder Mode. Danziger Bernstein nicht nur in Schnörkelfassungen. Keine Erinnerung an das bitterarme Land, das ich nicht erlebt habe, mit endlos langen Schlangen vor endlos leeren Läden, mit Lebensmittelkarten, mit Schwarzhandel, mit Schokoladenersatz, mit Kauf nicht nur auf Vorrat, sondern auch auf Verdacht: weiße Schuhe, wenn weiße Schuhe zu haben waren, falls eine der Töchter heiratet... Keine Erinnerung an das ärmliche Land, das ich erlebt habe: Das halbe Pfund Butter von der Verkäuferin hinter der Theke halbieren zu lassen oder vom Vierer-Pack zwei Becher Fruchtojogurt brechen zu lassen waren kurz nach der Wende nicht im Geringsten ein Zeichen von Armut.

Die Mutter meiner Schwiegermutter hatte in der Zeit des Kriegsrechts nie weniger als zehn Kilo Zucker und Mehl unter dem Bett. Sagt sie, als sich beim Abendessen einmal kein Gramm Zucker zum obligatorischen schwarzen Tee findet.

Und warum hat die Wende nicht die kleinen Läden aus den Gassen rund um den Altstadtmarkt gefegt? Das überrascht. Aber nur einen Augenblick lang. Tatsächlich leben sie ja von den reichlich strömenden Touristen. *Spożywczy* [*Lebensmittelladen*] und *Delikatesy* [*Feinkosthandlung*], häufig nicht mehr als ein Raum im Parterre, erreichbar über zwei, drei schmale, eingetretene Steinstufen. Innen sehen sie aus, als ob sie wenigstens dreißig Jahre alt aussehen sollten. Die

Wand hinter der Wurst weiß gekachelte bis zur Decke. Regale, Stellagen, Tische, Vitrinen aus allen Epochen. Mal Holz, mal Metall, mal Plastik. Mal



vergilbt, mal rissig, mal stumpf. Aber die Gegenwart ist dennoch bis in den hintersten Winkel gewuchert. Lackiert im unverkennbaren Rot und aus sich heraus leuchtend: der Tabernakel des Kapitalismus, mit allem, was *The Coca-Cola Company* zu bieten hat.

## Nächtlicher Gemüsekiok



## ■ 2006

Im Nationalmuseum verirre ich mich. Nicht nur, weil es mir nicht gelingt, den Faltplan zu lesen. Auch die Bilder bleiben stumm. Bunte Flächen. Ohne sachkundige Erklärung, ohne kunsthistorisches Wissen verschweigen sie ihre Botschaft, verschweigen sie, ob sie überhaupt eine Botschaft haben. Auch der bekannte – einäugige – *Schuhmacher* von Tadeusz Makowski, der gerade kopiert wird. Nicht einmal die Kopistin kann mir helfen. (Auf mein Englisch antwortet sie in Französisch, also muss es in meinem Polnisch gehen.) Stimmt, der *Szewc* ist in Schulbüchern reproduziert und in Kunstgeschichten und in kunsthistorischen Reiseführern. Dabei hat Makowski eigentlich ganz anders gemalt. Und sie deutet auf die umhängenden Bilder mit den bunten Kinderfiguren.

Die Tour der Schulklasse, die durch die Kultur eher getrieben als geführt wird, endet nicht bei der jüngsten polnischen Malerei, sondern vor Jan Matejkos Mammut-Opus aus dem Jahr 1878, das seinerseits das Ereignis des Jahres 1410 in Szene setzt: *Die Schlacht bei Tannenberg* dem Titel nach, der endgültige Sieg über den Deutschen Ritterorden dem Sinn nach. „To jest nasz król“, sagt sie, als sie eine Reitergruppe im Hintergrund am oberen rechten Bildrand erläutert, sagt die junge, zweifellos gebildete und ausgebildete Pädagogin, Staatsbürgerin der dritten polnischen Republik. „Das ist unser König.“ Das geht in keinem deutschen Museum. Vor keinem Bild. Brauche ich mehr, um die junge Führerin zwar nicht des Nationalismus zu verdächtigen, aber um sie für in ihrem Weltbild gefangen zu halten? Wie es sich für eine Schulveranstaltung gehört, wird am Schluss das Wissen abgeprüft. Der Besuch ist nicht umsonst gewesen.

## ■ 2007

Die Sprache verändert sich, seit langem schon, was mir aber erst dieser Tage ein- oder aufgefallen ist: Als ich bei meinem ersten Aufenthalt, vor siebzehn Jahren also, am Informationsschalter des Hauptbahnhofs der Hauptstadt mich nach einem ankommenden Zug erkundigen wollte, war mit Englisch, Deutsch und Französisch nichts zu machen – Polnisch und Russisch gingen meinerseits nicht. Inzwischen kann man auch in den kleinen Läden und Restaurants an den Touristenpfaden deutsch- oder englischsprachiges Personal erwarten.

Die Stadt als öffentlicher Raum zieht quasi nach: Die tosenden Verkehrskanäle werden trockengelegt und in Boulevards verwandelt, Zonen für die Flaneure und Flaneurinnen. Weitläufigkeit einer westlichen Hauptstadt eben.

## ▪ 2009

Müßiggang im *Park Łazienkowski*. Frühlingssonne, so dass ich ohne Mütze und mit offener Jacke schlendern kann. Auf den Wegen gluckst es unter den grauen Eisplatten, und an den Ufern der Schmelzwasserpfüten zerplatzen Blasen. Ich bleibe stehen bei den Enten und Tauben fütternden Müttern mit ihren Kleinkindern, die johlend und fuchtelnd hinter den plumpen Vögeln herwatscheln, ohne sie beeindruckt zu können. Als ein Hund auftaucht, startet flatternd die Schar, hält sich einige Sekunden lang in Mannshöhe, bis der Hund das Interesse verliert, und kehrt zu den Brotbrocken zurück. Kein einziges Mal habe ich beobachtet, dass um Futter gekämpft wird. Wer seine Beute aus dem Schnabel gezerrt bekommt, macht sich auf die Suche nach dem nächsten Stück.

Endlich ein Eichhörnchen. Ein Stadteichhörnchen. Als ich in die Hocke gehe, hört es sofort auf, im Schnee zu bohren, und schaut nach, was meine ausgestreckte Hand zu bieten hat. Unter dem Handschuhleder spüre ich einen Augenblick lang seine Krallen. Leider muss es ohne Nuss davonhoppeln. Ich werde Nüsse kaufen.

Ein Großvater lehrt seinen Enkel, einen Jungen im Grundschulalter, beim Spaziergang Deutsch. „*Ich und du, Müllers Kuh...*“ Ich spreche den Alten polnisch an, um deutsch fortzufahren. Mit einer knappen Bemerkung lässt er mich stehen.



## Park der Könige

## ▪ 2010

Warschau als Welthauptstadt. Der Germanistik. Die *Akten des XII. Internationalen Germanistenkongresses* werden in achtzehn Kongressbänden auf insgesamt 6.600 Seiten erscheinen. Bilderbuchsommerwetter. Die Straßen in zu gelbem Licht. Der Himmel ein bläuliches, fast weißes Nichts. Unter den bunten Sonnenschirmen an den Tischchen vor den Restaurants in der *Nowy Świat* erkenne ich den einen oder anderen bekannten Kopf: Konrad Ehlich oder Wolfgang Heineemann, wenn ich mich nicht täusche.

Mich kümmert anderes.

Mit meinem Schwiegervater mache ich einen letzten Gang. Sie liegt im offenen Sarg, nicht im Totenhemd, sondern in tadelloser Feiertagskleidung. Schwarze Schuhe, schwarzer Rock, weiße Bluse und ein schwarz-grau gemustertes Dreieckstuch, das auf der Brust von einer Spange gehalten wird. Ihre Hände, in die ein Rosenkranz geflochten ist, umfassen eine Art Medaillon. Die Gesichtszüge vertraut, aber nicht entspannt, sondern erstarrt. Ich wage nicht, ihre bloße, tote Hand zu berühren, fasse sie stattdessen am Arm und spüre unter dem dünnen Stoff den toten, harten Körper. Sie wird

nicht aufstehen, ihre Jacke anziehen und zur Messe gehen. Der Sargdeckel wird über meine Schwiegermutter gedeckt und zugschraubt.



In memoriam

Josef Schu